

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 23

Artikel: Eine Erwiderung auf das "Kapitel von der Liebe"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein, abnehmen zu müssen, einsam zu werden, als die größte Plage.

Hier dürfen wir nun aber eine ganz andere Wahrheit verkünden, welche das Gegenteil des eben Geschilderten bedeutet. Die Wahrheit, welche der Apostel Paulus, der auch ein Mann war, der durch viel Leiden mußte, erfahren hatte: er schreibt den Korinthern „mag auch unser äußerer Mensch aufgerieben werden, unser innerer Mensch gewinnt dafür von Tag zu Tag neue Kraft.“ (2. Kor. 4,16) Es besteht in seiner Erkenntnis ein merkwürdiges Verhältnis von Wachsen und Abnehmen. Scheint uns inneres und äußeres Wachsen zusammen zu gehören und wiederum inneres und äußeres Abnehmen mit einander verbunden zu sein, so weiß er etwas ganz anders. Er kennt die Welt Gottes, sein Reich, mit welchem der Mensch so oft immer wie tiefer und inniger verbunden wird, je mehr er von der äußern Welt gelöst wird, je weniger er in dieser eine Heimat findet. Dadurch daß die Verstorbene von vielem Äußerem und Außerlichem abgeschlossen war, ist sie tiefer in die Wahrheit hineingewachsen, als das bei uns, die wir gesund sind, oft der Fall ist. Sie spürte, deutlicher als wir, die Unzulänglichkeit des Sichtbaren hinein in die Erkenntnis des einzig Wichtigen, Hörbaren und Greifbaren und kam so tiefer der Gotteskindschaft. Sie konnte darin, daß ihr das klar geworden war, gerade auch den Segen der Erziehung, welche sie genossen hatte, spüren. Aber auch uns selbst, die wir so oft mit großem Mitleid das Leben dieser Verkürzten sehen, darf das mit Freude und Dankbarkeit erfüllen, daß es ein solches Ahnen und Glauben der unsichtbaren Welt gibt, wo all die Plage unseres Daseins ein Ende hat, wo alle Unterschiede der Gaben und Begabungen ein Ende findet.

Uns mag oft scheinen, als ob ein so langes Leben, wie das der Verstorbenen, gerade wegen ihres Gebrechens eine schwere Last sein müsse. Wiederum äußerlich gesehen, mag das stimmen. Gerade die letzten Jahre, wo die Verstorbene auch sonst leiden mußte, sind für sie wohl schwer gewesen. Aber nun, wo alles Leiden gebrochen ist, wo jede Verkürzung ein Ende gefunden hat, ist das wahr an ihr geworden, was der Apostel als Fortsetzung jener Worte geschrieben hat: „denn ein kurzer Augenblick leichter Trübsal bringt uns in überschwenglich reichem Maße eine ewige Fülle von Herrlichkeit, wenn wir nicht schauen auf das Sichtbare sondern das Unsichtbare.“ (2. Kor. 4,17 u. 18)

Hier, liebe Zuhörer, stehen wir nun dicht vor dem letzten Geheimnis, das hinter unserm Leben steht. Die Fülle der Herrlichkeit wird von uns geahnt. Sie wird von uns erhofft. Aber so oft nur weil der Tod und das Ende uns schrecken. Aber der Apostel glaubt an diese Herrlichkeit aus viel tieferem Grunde. Er weiß, daß Christus selbst uns diese durch seinen Tod erkämpft hat. Und er will, daß wir selbst auch zum Glauben an diese Herrlichkeit so, wie sie durch Christus uns erkämpft ist, glauben. Dazu braucht es aber eine tiefe Sehnsucht nach dem Unsichtbaren, ein Durchschauen der Vergänglichkeit und Einssehen in ihre Richtigkeit. Das fällt uns Menschen so schwer, eben weil wir so sehr vertrauen auf unsere eigene Kraft und Zufriedenheit, wenigstens solange es uns gut geht.

Seht, in vielem war die Verstorbene verkürzt in vielem mußte sie leiden. Aber in dieser einen Hauptsache hat sie vieles vor uns vorausgehakt. Sie schaute nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, gerade weil sie auf solches verzichten mußte, das uns so wichtig scheinen will. Darum legen wir sie getrost in die Erde, denn wir wissen, daß das Unvergängliche an ihr nun ruhen darf in Gottes Hand, der uns durch Jesus zu seiner Kindern berufen hat. Amen.

Zur Belehrung

Eine Erwiderung auf das „Kapitel von der Liebe“

(Siehe letzte Nummer.)

„... Ja, neben vieler Lieblosigkeit gibt es doch — Jesus und Gott sei Dank — auch große und selbstlose Liebe in dieser bösen Welt, in der die Menschen sich oft so quälen und schlecht behandeln können. Aber unsere Liebe muß doch noch immer völliger werden, vollkommener und sie wird diesen Grad erst erreichen, wenn wir gelernt haben werden, uns alle als Brüder und Schwestern vor Gott anzuerkennen und demgemäß zu handeln. Oft ist es das Mitleid, das uns hilft, jemanden dennoch und trotz allem lieben zu können. Und dann noch das, daß wir uns sagen: Ich will nur die Fehler und Untugenden des Andern hassen, nicht ihn selbst, und dabei an die eigenen Unvollkommenheiten denken. Liebe zur Friedfertigkeit hilft auch Manches tragen und übersehen. Ich frage mich uach oft, wie es wohl

bei den „Heiden“ mit der Liebe aussieht, ob es dort natürliche Selbstlosigkeit und Aufopferung gibt, also nicht christlich beeinflusste; es gibt gewiß dort auch Unterschiede zwischen den Menschen, gute und weniger gute, und Treue mit Großmut und andere der Liebe verwandte Tugenden . . .“

Diese Heidenfrage könnte wohl am besten ein Missionar beantworten. Ein solcher wolle sich zum Wort melden!

Zur Unterhaltung

Goldene Wege.

Eine Weihnachtsgeschichte von A. Bollmar.

I. Alles gut,
Was Gott tut.

Draußen geht die Mühle klipp, klapp, das Wasser springt auf das Rad und fällt wieder herunter, die alten Bäume stehen daneben, sehen zu und freuen sich, daß Wasser und Rad so fleißig arbeiten, — drinnen im Hause aber sitzt Frau Peters, die Müllerin, und ist gar nicht fröhlich, sondern so recht von Herzen traurig. Vor ihr steht ihr kleiner Junge, ihr einziges Kind, ihr Gottlieb, der hat ein Papier, auf das er etwas gemalt hat, in der Hand und bemüht sich vergebens, der Mutter zu erzählen, was die paar Striche bedeuten sollen. Nur wenige häßliche Laute bringt er hervor und ist doch schon sechs Jahre alt, — ach, er kann nicht sprechen, er ist stumm.

Und die Mutter kann auch nicht zu ihm reden, er hört sie nicht; er hört auch nicht das Rauschen der Bäume, das Klappern der Mühle, das Singen der Vögel, — er kann nichts hören, er ist taub.

Und daß ihr Gottlieb taubstumm ist, das macht die Mutter so traurig.

Gottlieb wächst heran, aber es bleibt mit ihm beim Alten. Er kann essen, trinken, schlafen, Vater und Mutter lieb haben, weiter nichts. Sein Vergnügen ist, mit Kohle, Kreide oder Schiefer zu malen; er malt alles, was er sieht. Die Mühle, die Bäume, Hund und Katze, — andere können kaum erkennen, was seine Krizeleien vorstellen sollen, aber er selbst weiß es und hat seine Freude daran. Gott Lob, daß er diese eine Freude in seinem armen Leben hat. Den Eltern kommt es oft vor, als wäre ihr liebes Kind nichts besseres als ein kleiner Hund, denn daß ein taubstummes Kind lesen,

schreiben, denken, an Gott glauben lernen und ein nützlicher Mensch werden kann; davon haben sie in ihrer einsamen Talmühle keine Ahnung und niemand kommt nach diesen böhmischen Wäldern, um es ihnen zu sagen.

Eines Tages, es ist gegen Ende des August, hat die Mutter gar viel zu tun. Sie ist allein in der Mühle und muß immer neues Korn auf die Steine schütten. Der Vater ist mit dem Knechte nach der Wiese gegangen, um Heu zu machen. Gottlieb sitzt im Hofe auf einem Holzstamm, läßt sich still von der Sonne bescheinen, wie er es so oft tut, keiner achtet auf ihn. Nach einiger Zeit wird ihm die Sonne lästig, der Wald dicht neben ihm lockt mit kühlem Schatten, dort steht eine Erdbeere, er bückt sich und pflückt sie, — wie süß sie schmeckt! — —

Die Mutter hat lange Zeit gearbeitet, jetzt wirft sie einen Blick auf den Hof — Gottlieb ist nicht da. Auch vorn im Walde ist er nicht, im Garten ebenfalls nicht. Nun, so wird er mit dem Vater, der vorhin Heu in den Stall brachte, mit zur Wiese gelaufen sein, er weiß ja Bescheid hier. —

Beruhigt geht sie wieder an ihre Arbeit. So wie heute ist es schon so oft gewesen, — es ist gar kein Grund zur Sorge. Als es Abend wird, kommen Vater und Knecht mit dem duftenden Heu heim.

„Es ist spät geworden,“ ruft der Vater, „dafür bringen wir auch alles ein.“

Die Mutter achtet seiner Rede nicht, ihre Augen haften an dem Heu. Wird Gottlieb nicht darin sitzen? Nein.

„Wo ist Gottlieb?“ fragt sie unruhig.

„Gottlieb? Bei uns nicht.“

„Um Gottes Willen,“ schreit sie auf, „bei euch nicht. Aber er ist schon seit Mittag nicht mehr hier. Ich dachte, ihr hättet ihn mitgenommen.“

War das ein Schrecken! Man suchte und suchte, — keine Spur von Gottlieb. Offenbar war er in den Wald gegangen, — und nun konnte man ihn nicht einmal rufen. Vater, Mutter und Knecht gingen sofort aus, das arme Kind zu suchen. Von drei Seiten drangen sie in den Wald, — sie suchten und suchten, es war Nacht, als sie sich wieder bei der Mühle trafen. Niemand hatte eine Spur von dem Kinde gefunden. — Nun mußten sie es anders anfangen. Mit Laternen wurden alle Ställe abgesucht, der Garten durchforstet. Mit Grausen ging der Vater am Mühlbach entlang, ob er etwa sein Kind mit sich fortgerissen. Aber nein,